

Verlag von Jos. Wilh. Hörter in Sadamar.

1917. * Nr. 6

Roman von Kris Daum.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

"Ich bitte Sie
höflichst,
und lassen Sie
ich nicht.
erethe weiß ja
einer nicht au-
t, y. d. ein. -
t. Das soll jezt
werden."

Darüber
auf ich nun
n kein Recht
ingehet, mich
eind äußern!"

Bald, "Das dür-
ren Sie nicht
niegen. Wenn
ie sich das tö-
nten die Mädel
in der jeder
vernunft
ohn geipro-
chene, so er-
warte ich von
Ihnen min-
destens, daß
sie den Kopf
beibehalten
und mit in
teresse un-
ser Freund-
schaft Ihren
Theil nicht ver-
losten."

„Ich kann es nicht überdenken, daß nun auf einmal alles aus sein soll. Haben Sie aber auch wirklich recht gehandelt, als Sie Marga so rasch aufgaben? Das will mir gar nicht so scheinen. Wäre es nicht besser gewesen, wenn Sie Ihren Einfluß weiterhin geltend gemacht hätten? Ich glaube, Marga bedarf jetzt erst recht einer kräftigen Leitung.“

„Nein, Baronin, darin stimme ich Ihnen nicht bei. Es mußte so sein. Wenn zwei Menschen ihr Leben aneinander ketten, so muß es im festen, gegenseitigen Vertrauen geschehen, sonst findet eine innere Trennung später statt, wo die äußeren Verhältnisse ein vollständiges Auseinandergehen erschweren. Besser lebt, als ein Jahr nach der Vereinigung. Ich liebe heute Marga nicht weniger als früher und werde sie nie vergessen. Sie soll frei sein und Herrin ihres Willens. Als meine Verlobte durfte sie nicht nach Berlin gehen. Alle Bräuen und zwischens uns abgebrochen

Finden wir uns je wieder, wenn Marga einsehen sollte, daß sie ohne mich kein Dasein führen kann, so werde ich nicht in falscher Empfindlichkeit sie zurückweisen, sondern sie an meine Brust nehmen. — Erst aber mag das Leben draußen sie in eine gute und gerechte Schule nehmen. — Marga ist aus gutem Holze, sie wird sich nicht beugen und das wird ihr viel Kummer machen, aber, so hoffe ich, sie auch wieder heimfinden lassen.



Die Minengefahr in der Ostsee: Sceminen, die von einem schwedischen Dampfer auf der Fahrt von der Insel Gotland nach Stockholm aufgefischt wurden. Phot. Leipziger Pressbüro.

„Aber selbst im besten Falle bleibt es ein Experiment, lieber Freund, und ich hätte es ihr gern erspart.“

„Daran ist gar nicht zu denken. Sie muß da hindurch. Die Schladen müssen im Feuer der Welt von ihrer Seele brennen, dann gehört sie uns ganz an.“

„Aber was soll ich beginnen? Nun muß ich doch mit nach Berlin.“

„Wenn Sie auf meinen Rat etwas geben, dann bitte, lieber nicht. Lassen Sie Marga unbeengt von allen Rücksichten ihre Freiheit ausüben. Sie wird so auf sich und ihre Kraft allein angewiesen sein. Vertrauen Sie ihr ruhig, sie ist kein zügelloses Wesen, das sich nach schrankenloser Freiheit sehnt, sondern dieser Drang entspringt einem guten Willen, der nur über die rechten Mittel hinausschießt.“

„Gott, ich komme ja um, wenn ich sie so allein in dem Stadtrudel unter den vielen fremden Menschen weiß.“

„Das muß ertragen werden. Auch mir wird es auch nicht leicht.“

„Das klang so schmerzbeengt, daß die alte Dame auf ihn zu- eilte und seine Hände ergriff. Hastig drückte er sein Gesicht darauf und ein Beben seines Körpers zeigte an, daß seine Ruhe nur äußerer Schein war.“

„Sie Armer, meinten es so gut und werden so übel belohnt. Ich sollte ihr zürnen und mich ganz von ihr wenden.“

„Das tun Sie bitte nicht. Haben Sie Mitleid mit ihr. Jetzt will ich gehen. Leben Sie wohl.“

„Aber nicht auf immer. Sie müssen mich besuchen.“

„Solange Marga hier weilt, komme ich nicht. Ist sie — fort — so lassen Sie es mich bitte wissen.“

„Also, auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen, teuerste Baronin!“

Mit schnellen Schritten eilte er hinunter und rief nach seinem Pferd. — Während der wenigen Minuten, bis es gefattelt war, ging er auf der Freitreppe hin und her. Als es gebracht wurde, schwang er sich in den Sattel und ritt ohne einen Blick zurück- zuwerfen davon.

In einem Fenster stand Marga und sah brennenden Auges dem Reiter nach. — Wird er sich einmal umsehen? — Kann er sich so kaltherzig losreißen? — Soll es für immer sein? Wenn ich das Fenster aufreiß, ihn rufe, mit Lauten der Liebe, so wird er kommen, hier zu meinen Füßen liegen und alles, alles ist vergessen!

Wenn er seine Augen nicht nochmals herwenden muß, dann hat er mich nicht lieb und es fällt ihm der Abschied leicht.

So wogte es wild durcheinander in Margas Hirn.

Waldemar sah nicht zurück und rief sie nicht, verhallend klang bald matt und matter der Hufschlag seines Hengstes.

Es war vorbei! Marga sank auf eine Ottomane und drückte das Gesicht in die weichen Polster. Aber sie weinte nicht.

Das war ein schwerer Ritt für den Grafen.

Fast schien es ihm, als ob er sich immer mehr von seinem Glück entferne und in eine trostlose Ode hineintritt.

„Herrgott, laß sie heimfinden!“ Diese Worte ließ er hervor- als er die Stufen zu seiner Wohnung hinaufstieg. Müde und ab- gespannt ließ er sich in den Sessel vor seinem Arbeitstisch fallen. Hier saß er lange und brütete vor sich hin.

Es klopfte. Auf seine Aufforderung zum Eintritt erschien Helma.

Wie warmer Sonnenschein lag es auf den Zügen des Mäd- chens, das einen Brief in den Händen hielt.

„Verzeihen Sie, Waldemar, daß ich eindringe. Störe ich, so werde ich gleich wieder gehen.“

„Nein, nein, liebe Helma, bleiben Sie nur. Sagen Sie mir, was Sie herführt.“

„Ein Schreiben von Jesko ist eingetroffen, er will nun, da das Mandat beendet, Urlaub nehmen und herkommen. In diesen Tagen wird er selbst noch an Sie schreiben. Ach, wie danke ich Ihnen —“

Erschrocken unterbrach sie ihre Rede und betrachtete mitleidig das schale Antlitz des jungen Schlossherrn.

„Rein Gott, was ist Ihnen, Waldemar? Fühlen Sie sich nicht wohl? Ihr Aussehen erschreckt mich. Soll ich nach dem Diener klingeln — oder nein, ich selbst will Ihnen einen frischen Trunk besorgen.“

Ohne auf seinen Protest zu achten, eilte sie beflügelten Schrit- tes hinaus und kehrte gleich darauf mit einem Labetrunk zurück.

Waldemar nahm dankbar an.

„Ist Ihnen nun nicht wohler?“

„O ja, körperlich schon, — aber — Gott, was ruht das Drücken, einmal muß es ja doch gesagt sein. Meine Verlobung ist auseinander. Wir haben uns entzweit, — es ist aus.“

Helma erschrak aufs heftigste.

Zuerst war sie stumm, der heißere Ton, in dem der Mann das mitteilte, ging ihr durchs Herz wie ein weher Stich.

Nach einem Weilsen trat sie an ihn heran und legte sanft ihre Hand auf seinen Arm.

„Vergeben Sie mir, Waldemar, daß ich mit meinem Glück so laut in Ihren Stummer hineinplätschete. Ach, ich möchte Ihnen so gerne helfen.“

Tränen schimmerten in ihren Augen, als der Graf zu ihr- „Da ist nichts zu vergeben. Halten Sie Ihr Glück mit Ihren Händen, Helma, daß es Ihnen nie entschlüpfe. Es ist ein sagbar schwer.“

Verstummend küßte er ihre Hand. Noch einmal strich er wie lieblosend über das Haar, dann eilte sie lautlos hinaus. Den Schmerz muß ein Herz in der Stille zu bewältigen, nicht Ihr seiner Herzensstalt ließ sie dies ahnen. — — —

Die Zeit räumte weiter auf ihrem Wege, bald lag sie leiser klang ihr Flügel Schlag.

Jesko von Döbbern war auf Hohen-Arnstein gut aufgezogen worden und fuhr als der erklärte Bräutigam Helmas ein seine stille Garnison. — Es hatte ihm gefallen auf dem alten Schlosse. Aber sein eigenes stilles Leben war ihm so leb- hervorgetreten. Nicht Neid besaßte ihn, aber eine unbefriedig- Sehnsucht nach einem gewissen Wohlstande, der ihn unglück- machte, erfaßte ihn.

Dann begann des Dienstes streng geregelte Uhr zu- brachte seine Wünsche zum Schweigen. Dennoch war er frei- und freudiger in all seinem Tun. Das schwere Leben um vieles leichter.

Waldemar hatte in seiner Güte ihnen einen Weg ge- der es ermöglichte die Wartezeit zu kürzen, indem er die- trieb die Einkünfte des Gutes Lannwald auf sich überließ. War es auch nur eine geringe Pachtsumme, sie doch, zusammen mit der Pension, bald zur Höhe des lichen Kapitals, das für die Kaution gebraucht wurde.

So hatte Waldemar ein bescheidenes aber tiefes Glück ge- aber sein eigenes schien in Trümmern zu liegen.

Anfang November reiste Marga von Seeburg zu meh- gem Aufenthalt nach Berlin ab. Der Abschied von der war kurz und frostig. Die gute Frau konnte nicht heu- ein- aus. Die stete Erfüllung all ihrer Wünsche hatten in der- Erbin einen gewissen Egoismus groß werden lassen.

Nun ging es einem neuen Leben, voll täglicher an- Überraschungen und neuer Eindrücke, entgegen.

Die Tür der Welt tat sich vor ihr auf. Was würde ich sehen und gewinnen?

5. Margas Berliner Tagebuch.

Berlin, den 18. November. Ich habe mich bisher in- Führung eines Tagebuches entschließen können, wie ich- Mädchen tun, um sie nach Badtschart mit Nichtigkeiten zu- sammeln, sie zur bleibenden Erinnerung festzuhalten, zu- mir dieses Tagebuch an. Das, was mir beachtenswert ge- soll Aufnahme finden. Entschlossen tat ich den ersten selbst- Schritt in die Welt. Sie ist anders, als ich mir erträu- doch auch wieder nicht. Soviel steht fest, mit Übersich- teiten soll man nicht in die Fremde gehen.

Auf Schritt und Tritt stößt man sich an die All- Schon diese Riesearbeit, bis man sich einigermaßen heim- gerichtet hat. Die Wohnung in der Oranienstraße ließ n- Bequemlichkeiten missen und manches Anschöne balt- Gemütlichkeit. Heloise, die ganz glücklich ist, mich bei sich heim- lachte mich aus.

„Kind, wer wird so schwerfällig sein. Sieh, ich laufe in- nügend Land und der überreichert dann den Kitch in den- lierten Wohnungen.“

So hat sie denn mit ihrem sicheren Geschmac ein ge- liches Nestchen ausgestaffert, — aber — mir sagte es her- Ich bin es anders gewöhnt und habe mir meine Nütz- n- meiner Art eingerichtet.

„Du bist gründlich, — auch darin, wie alle Deutsche- Dies war Heloisens Urteil.“

Das Leben und Treiben, welches mir erst so unsag- grünen machte, läßt mich nun kalt. Es ist fortwährend we- doch ewig gleich. Man muß nur die Perlen in der Menge- Ach und Perlen sind so selten.

Ein paar flüchtige Bekanntschaften habe ich gemacht. Eher- Künstler und wirkliche Finanzmänner. Beim oberfläch- mer- trachten gefallen sie mir nicht sehr, — aber man muß be- Leuten nicht nach der Außenfläche urteilen und ich glau- hastet das Schloßfräulein noch zu sehr an.

20. November. Gestern waren wir bei Professor- un- schläger, dem Bildhauer. Das ist ein Mann — nein, ein- Im Salon, wo er uns empfing, sah es hinterbunt und re- aus. Im Atelier ganz das Gegenteil. Helle — Licht hang- hellgraue Vorhänge und überall angefangene Werke. Ich- täuscht und sagte ihm, daß sein Atelier mehr einer Werkstatt- „Meine Gnädigste — das ist es auch. Rein Werkstatt- dem ein Ort für ernstes, tiefes Schaffen. Dazu brau- So-

Leure Licht, viel Licht, um in die Tiefe der feinen Modu-
lirungen eindringen zu können, da wir strenge Wahrheit bringen,
und der Maler Licht und Schatten zu den Abstufungen aller
Nuancen braucht."

Das Wort hat mir gefallen, ich ihm auch. Eine wunderbare
Einführung, erst ein Tonmodell, habe ich erworben, er wird es
in Stein ausführen und ich werde es nach Seeburg schicken.
"Nun" nennt der Professor sein Werk. Eine Frau sitzt auf
Stein und schaut mit sehnsüchtigen Blicken in die Ferne, als
sie erkunden, wie weit sie noch zu wandern habe. Das Ganze
spruchlos und entbehrt doch nicht der Tiefe des Ausdrucks.
Sie haben gut gewählt," sagte der Professor, "es ist mir eine
Arbeit, — aber nichts für die Menge, die berauscht sein will
aufdringlichen Linien."

Wie stolz ich das Wort machte. Dann sprachen wir davon,
ich gerne meine Modellierkenntnisse weiter ausbilden möchte.
Ich hatte keine Schüler. Aber sein erster Schüler, der werde mich
richten. Es ist dies ein dreißigjähriger, hagerer Schwede,
Larsen. "Eben so edig wie tüchtig", scherzte der Professor.
Ich modelliere ich nun jeden Tag. Schon bald habe ich ein-
gesehen, daß ich viel, viel lernen muß. Schöne Gedanken haben
keine Finger dazu, genügen noch lange nicht, wie ich aus
den abgehaften Reden und meinen eigenen Erfahrungen
ersehen habe. Gelosie findet dies mein ernstes Streben höchst
schön und langweilig als "Schloßfräulein", welcher Name
sie ein böses Odium anheftet.

November. Wir haben einige Besuche gemacht — aber
keine auf weitere verzichte ich, nach den gemachten Erfah-
rungen. Überall höflich aufgenommen, hatte ich das Gefühl, als
an drei Kreuze hinter mir drein mache. Mein Gott, tue ich
etwas Unrechtes, wenn ich mich einmal auf eigene Füße
einmal dem Leben ohne konventionellen Schleier ins Ge-
hen will? Ist es denn recht, sich in solch engen K. steingeist
aufzuheben, wie sie alle es tun. Sind wir nicht alle Menschen?
Ich mehr oder minder höflichen Spitzfindigkeiten meiner Staa-
ten haben mich in einen Tod hineingetrieben, der mich sie
läßt. Viel trugen dazu Gelosiens satirische Bemerkungen
bei, glaube, sie hatte darauf gehofft, in die große Berliner Ge-
sellschaft zu gelangen und nun sind wir nirgends zum Wieder-
einsetzen aufgefunden worden, sondern nur so "nebenbei" behandelt.
Selbst Better Gero Lohmeyer, der bei den Alexandergerena-
ten steht, grüßt auf der Straße mit steifer Grandezza, während
ich schon zweimal besuchte, nebenbei gesagt, der einzige
von meiner Seite, und recht ausgeräumt war. Als wir nun
zufällig allein zusammentrafen, stellte ich ihn darüber zur
Erwägung, daß er ein wenig, dann bekannte er Farbe.

Weißt du, Marga, Berlin ist ein Pflaster, wo man höflich
sein muß. Du kleine Rutte bist da so nichtsahnend mit
deinem weichen Donna hereingeschnitten, von der man nicht weiß,
Name und Art sie ist. Dein selbständiges Auftreten ver-
stößt die hohen und niederen Herrschaften. Mir selbst macht
es wenig Spaß, aber was willst du, man muß mit den Wölfen
leben. Nun mach mir aber ums Himmelswillen kein solch
verbergschämtes Pfeif auf die ganze Blase und lehr' beizeiten zu
deinem eigenen Penaten zurück. Wärs du klug gewesen, so hättest
du edlen Erlaucht nicht den Laufpaß gegeben, sondern hättest
auf ihrer Seite diesem Spreebabel einen Besuch abgestattet, da
best du die hohen Herrschaften in aller Gemütsruhe genießen."

Ich bin recht zornig geworden. Daß er mir "Ihn" anführte,
das gleiche Horn bläst wie "Er", schlug dem Fuß den Boden aus
unter "ging um die Ecke" wie er sich ausdrückte. Ach, es ist ent-
setzlich, wie kleinlich die Leute sind. Als ob mir wunder was pas-
sen könnte. Bis jetzt ist mir noch nicht viel Originelles an Per-
sonen in die Wege gelaufen. Die Herren, welche Gelosiens
in zieren, oder richtiger verunzieren, zeichnen sich mehr oder
weniger durch eine souveräne Verachtung von Lebensart aus, was
besonders anfangs sehr auf die Nerven fiel. Gelosie lacht dazu.
Es sind prächtige Burichen, wenn sie auch nicht auf solch
in Worten sitzen wie deine Bekanntschaften, die ihre Art
haben als die allein seligmachenden anerkennt."

Am nächsten Tag fiel mir in der Schar der jungen Literaten auf, Robert
Strachmann. Er ist ein hünenhafter Mann mit einem Kinder-
kopf und schreibt gute Romane, sowie recht tiefdurchdachte Essays.
Mit ihm Wesen ist, so feinsinnig kann er unterhalten. Er flirrt
um mich herum, sondern mit ihm kann ich mich ernsthaft
halten. Die andern betrachten mein Hiersein als die Markotte
der reichen, eccentricen Dame und ich war schon einige Male
in ihren, mich ihrer durch scharfe Zurechtweisungen zu erwehren.
November. Mit dem Modellieren ist es nichts. Für den
Bedarf kann ich genug, — zu ecktem, tiefem, künstlerischem
kann ich lange ich als adelige Erbin nicht. Das war so der Sinn
des Larsens abgehaften Sätzen, in denen er mir ein gutes

Talent, aber keine Zukunft als Bildnerin zusprach. Ich gehe nicht
mehr hin. Sonderbar, daß ich es so schnell aufgeben kann. Aber
da sind neue Interessen in mir erwacht. Strachmann hat sie erweckt.
Er ist unermüdlich um mich bemüht. Ich habe manch stille Stunde
mit ihm verlebt, in denen er mich teilnehmen läßt an seinem Schaf-
sen. Dabei wird er selten, oder fast nie persönlich wie die andern.

Bloß einmal fuhr er sich mit der Hand über die Stirn und
fragte mich ziemlich barsch, warum ich eigentlich nicht in meiner
schönen Häuslichkeit geblieben sei. Demnach scheint er meine
Geschichte zu kennen. Eine entlobte Braut scheint eine Art Sen-
sationsgeschöpf zu sein. Ich habe ihm offen und ehrlich alles er-
zählt, er ist ein guter, lieber Kerl, mit wirklich gediegenen Umgangs-
formen. Sein Vater war Präsident, daher die gute Kinderstube.

Als ich geendet hatte, sagte er nur: "Ich habe mich in Ihnen
nicht getäuscht, aber ich muß Ihnen bekennen, daß Ihr Schritt
töricht war, nun ich die Voraussetzungen weiß. Das Leben ist
zu ernst und furchtbar, auch unter seiner harmlosesten Oberfläche.
Man tut besser, sich in eine schöne Loge als Zuschauer zu setzen,
als wie Akteur auf der Bühne des Lebens zu sein. Sie stehen auf
einer zugigen Ecke bei Frau de Mezannes. Ihre Abreise würde
mich sehr betrüben, dennoch wäre es für Sie besser, wenn Sie
Ihren Aufenthalt abkürzten."

Ich war ebenso verblüfft als ärgerlich. Dennoch war ich nicht
imstande, ihm zu zürnen. Seine klugen Gespräche, die Art, wie er
Erklärungen gibt, sind mir wert und teuer. Das Leben ist doch nicht
nur allein das Leben, welches wir mit unserer Umwelt führen,
sondern hauptsächlich das, was aus unserm Innern durch Gedanken
und Erschließungen erwächst. Ich sehe allmählich tiefer auf Grund.

29. November. Fest in der französischen Botschaft. H. Lise hat
gute Beziehungen dort. Es war nett. Ich traf einige Bekannte,
welche erkaunt taten, mich "noch immer" in Berlin zu wissen.

Viele, viele Menschen!
Ein Gewimmel voll Uniformen und Brunktoiletten. Zwei
Herren traten aus der Menge mir näher. Ein Herr de Champnoir,
erster Botschaftsattaché, vornehmer Franzose, ritterliche Erscheinung
und ruhiger Monarchist. Ferner Guston Baillard, der große
Kunstschritsteller aus Paris. Ein kluger Mann, der mir ein großes
Interesse einflößt. Ich habe ihn nur kurze Zeit gesprochen, aber
doch gemerkt, welch hoher Geist in ihm wohnt. Er sieht wie ein
Schreiber aus und ist ein solch hervorragender Gelehrter.

3. Dezember. Der Botschaftsattaché macht mir den Hof in aller
Form. Aber nicht in unangenehm aufdringlicher Weise, sonst
hätte ich ihn böse abfallen lassen. Er ist die Grazie und Form-
gewandtheit in einer Person. Da man ja leider nirgends einen
Familienanschluss hat, ist man froh, wenn ein anregender Gesell-
schafter langweilige Stunden kürzt. Er besitzt ein wundervolles
Gespann, ich bin einige Male mit ihm ausgefahren, natürlich in
Gelosiens Begleitung.

Baillard der Franzose und Strachmann der Deutsche!
Welche Gegensätze. Der letztere kann eine unglaubliche Sach-
kenntnis entwickeln, aber der Franzose ist ihm in der Beredsamkeit
über. Sie streiten um meine Seele, so oft sie zusammentreffen.
Es macht mir Vergnügen, ihnen zu lauschen und ich lerne viel
dabei, wenn diese beiden nationalen Kunstgeister aufeinander
plagen. Strachmann ist, wie ich versucht bin zu glauben, eiser-
nisch auf sein Verharm bei mir. Er sucht jedes Alleinsein mit
den andern zu hintertreiben und nimmt mich stark in Anspruch.
Gelosie ist nicht gut auf ihn zu sprechen. Sie sehnt sich nach
ihrem schönen Frankreich. Berlin hat sie satt.

10. Dezember. Eine Katastrophe! Ein Gewitter aus hei-
terem Himmel ging auf mich Nichtsahnende hernieder. Ich bin
noch so erregt, daß die Feder kaum gehorchen will. Was habe
ich auch erlebt — erlebt!

Es ist Nacht, — ich finde keine Ruhe. Fürchterliches Dunkel, —
aber, o Entsetzen, wenn das Leuchten einsetzt, bricht ein neuer Tag
an, der entscheidet über Leben und Tod, — um meinethwillen!

An diese Nacht will ich denken, solange ich lebe. Alle Martern
eines gepeinigten Herzens muß ich durchmachen! Doch was
hilft es, ich muß berichten, das Schreckliche den Blättern dieses
Buches anvertrauen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rache des Verliebten.

Humoreske von Paul Blis. (Nachdruck verboten.)

Gelehrtermeister Walter war, wenn auch kein reicher, so doch
immerhin ein wohlhabender Mann, der sich aus den klein-
sten Verhältnissen herausgearbeitet hatte und deshalb allgemein
in hoher Achtung stand. — Seine Frau war vor einigen Jahren
gestorben und seit jener Zeit stand seine einzige Tochter Sophie
dem Haushalte vor. — Sophie, ein hübsches, blondes Kind von
zweieundzwanzig Jahren, war ebenso praktisch wie wirtschaftlich
erzogen worden, so daß in ihren Händen alles wohl aufgehoben

war. Der Vater ließ ihr auch vollkommen freie Verfügung, weil er wußte, daß er sich auf sie verlassen konnte, nur in einer Angelegenheit war er ganz anderer Meinung wie seine Tochter. Er wollte durchaus, daß sie den einzigen Sohn des Großkaufmanns Müller heiraten sollte, und die blonde Sophie hatte ihrem Vater mit aller Entschiedenheit erklärt, daß sie den „hochnäsigen Paffen“ nicht ansehen könne. Und um dieser Meinungsverschiedenheiten willen gab es denn oft genug eine kleine Szene, aus der aber die Tochter stets als Siegerin hervorging.

Endlich sagte sich der Vater: wenn sie sich so beharrlich weigert, dann muß sie doch einen anderen in ihr Herz geschlossen haben — und von dem Tag an wurde er aufmerksam und fing an, die Tochter zu beobachten.

Nun wollte es der Zufall, daß der aufmerksame Vater eines Tags hinter ihr Geheimnis kam.

Ein herrlicher Sommerabend war es.

Meister Walter kam etwas früher aus der Stammkneipe nach Haus, und als er, der Bequemlichkeit halber, den näheren Weg durch den Garten nehmen wollte, da hörte er plötzlich ein Ruckern und Lachen aus der dichtbewachsenen Pfeifenkrautlaube hervordringen. — Sofort stand er still und lauschte. Und nun wurde er Zeuge, wie seine Sophie sich ein Stelldichein gab mit seinem ersten Gesellen und Werkführer Hellwig.

Meister Walter war ganz sprachlos. Im ersten Augenblick wollte er dazwischenfahren, schließlich aber besann er sich eines andern und schlich sich heimlich fort. Er sagte sich: Besser den Skandal vermeiden; also wird es am besten sein, man schickt die Sophie ein paar Monate fort, bis die ganze Geschichte vergessen ist. So ging er heimlich von dannen.

„Kam da nicht jemand?“ fragte in diesem Augenblick Sophie voll Angst.

„Bewahre! Wer sollte denn kommen?“ beruhigte sie lächelnd der junge Mann.

„Es ist doch geradezu empörend, daß wir uns nur heimlich gut sein dürfen, ich begreife den Vater absolut nicht!“

„Daß nur gut sein, Schatz!“ tröstete er sie mit einem Aufwachen morgen gehe ich zu deinem Vater und halte um deine Hand.“ Damit sagten sie sich gute Nacht und gingen, von verschiedenen Seiten aus, in das Haus zurück.

Am andern Morgen trat Meister Walter zu Sophie und zärtlich ihr Haar streichelnd: „Liebes Kind, wir werden nächsten Tagen verreisen. Mein Gichtleiden erfordert es, ein Bad aufzusuchen, und du wirst mich dahin begleiten.“

Sophie war so erstaunt, daß sie sich nicht gleich fassen



Im Winter. Nach dem Gemälde von Jul. von Klever.

Meister mit offenem, festen Blick an und sagte gerade mit sicherer Stimme: „Meister Walter, ich bitte Sie um Hand Ihrer Tochter. Wir lieben uns, und ich hoffe, daß nichts gegen meine Person einzuwenden haben.“

Meister Walter stellte sich sehr erstaunt, als er sagte: „Hellwig, gegen Sie einzuwenden habe ich gar nichts. Ich bin ja seit Jahren und weiß am besten, was Sie meinem Goe für eine Stütze sind —“ hier machte er eine lange Pause — die Antwort auf Ihre Frage kann ich Ihnen nicht sogleich so etwas will überlegt sein. Also lassen Sie mir ein wenig

„Wer me
Geschä
gen?“
endlich

„Ich
unjem
Hellwi
macht
ich le
ja seit
Jahren
weiß,
mich
dig au
verlasse
übrigen
doch so

Monat
alles m
seiner
weil ich
meiner
geplagt

Sophi
nur. D
war, m
ja schon
Nur kon
nicht be
lich
weshal

Vater
plötzlich
ner Re
schlossen
— Das
entschied
denken

Kaum
Minuten
ter trat
der jun
schäft
ein, m
dem Me
sprechen
Sophie

nun e
hinaus

Meiste
ter aber
gutmüt
chelnd:
lieber
was ge

Der
Mann,
kräftige
Gestalt
nem
roten
und ge
genblau
gen, sa

ner

bie
niff

„Ich
her
—
fa
die A
so etw



Zum Wiederaufbau Belgiens. (Mit Text.) Benjiert Generalstab, Berlin.

Der junge Mann nickte und ging sofort an seine Arbeit. — Bereits eine Stunde später traf er Sophie, die ihm sagte: „Dein Vater hat nein gesagt; er will durchaus, daß du den reichen Müller nehmen soll! Aber das tue nie und nimmer! Eher ginge ich ins Wasser!“ Der Geliebte tröstete sie und sagte, sie möge nicht verzagen, er würde schon Rat schaffen. Lange sann er, was da zu tun wäre, denn hier nur eine List helfen konnte, davon war er schließlich überzeugt. Endlich kam ihm eine Idee, die er für eine glückliche hielt. Er wußte, daß der Meister mit

baufällig und sollte eine Menge Geld kosten. Er hätte längst ein neues Haus gebaut, aber die Kundschaft war hierher gewöhnt und er hatte sein halbes Leben hier verbracht, nun wollte er in alter Weise weiter wirtschaften, denn ein wenig bequem und abergläubisch war er auch.



General Gustav v. Heinrich, der deutsche Militärgouverneur von Bukarest. (Mit Text.)



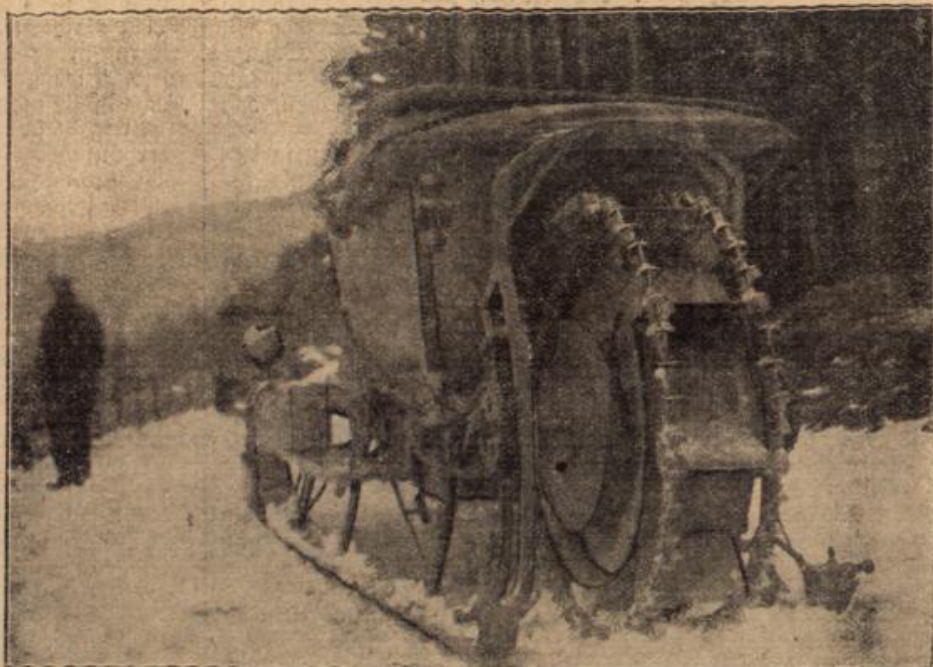
Edmund Schulthess, der neue Bundespräsident der Schweiz. (Mit Text.)

dem Nachbar arg | terhaltung, die darauf hinging, den Alten, der das Neugierigkeits-
verfeindet war, | bureau des Städtchens genannt wurde, recht neugierig zu machen.



General der Inf. Rüff v. Esche u. Weidenbach. (Mit Text.)

dieser Mitglied der Steuer-Einschätzungs-
mission war und ihn stets zu hoch eingeschätzt
e. Ferner lebte der Meister auch mit dem
her des Hauses, in dem er wohnte, in steter
Gee. Dieser wollte, daß Meister Walter das
s kaufen sollte, wozu er aber nicht die ge-
ste Lust hatte, denn das Haus war alt und



Eiserne Motorrutschen, welcher bei den Gebirgstämpfen gute Dienste leistet.

Dies gelang auch vollkommen, und nach einer Viertelstunde brannte der Alte darauf, zu wissen, was sich denn ereignet habe. „Aber Ihr Wort, daß Sie mich nicht verraten!“ rief der junge Hellwig pathetisch.

„Selbstverständlich, lieber Junge“, riefte der Alte.

„Also unser Meister hat das große Los gewonnen,“ flüsterte der junge Mann, „aber niemand soll es wissen.“

Der Alte winkte lächelnd und versprach strengste Diskretion. Kaum aber war Hellwig gegangen, da sah er bereits am Honoratiorenisch und gab die Neuigkeit zum besten. Der erste, der es hörte, war der junge Müller, und nun ging es wie ein Lauffeuer mit rapider Schnelligkeit weiter, bis es im ganzen Ort bekannt wurde. Zu dem Meister sagte aber keiner ein Wort, weil ja alle wußten, daß er es nicht zugehen würde.

Der junge Hellwig lachte im stillen und freute sich, daß sein Plan gelungen war. Am Vormittag des andern Tages kam der Wirt des Hauses zu Meister Walter.

„Sie wünschen?“ fragte der Meister kühl.

„Herr Walter, ich muß Sie steigern, die Zeiten sind so schlecht und Sie wohnen so billig —“ weiter kam er nicht, denn Meister Walter fuhr wütend auf.

„Ich wohne billig? Sie sind wohl krank? Eine enorm hohe Miete zahle ich! Und wenn ich die verdammte Gicht nicht hätte, dann würde ich längst gebaut haben.“

„Also kurz und gut, ich muß Sie steigern, und zwar um fünfhundert Taler.“

„Um fünfhundert Taler? Ja, sind Sie denn verrückt geworden? Wie können Sie denn auf die Idee! Es ist doch gar nicht so heiß!“ Der Meister raste förmlich.

Aber der Hauswirt blieb ruhig und fest und sagte: „Also fünfhundert Taler mehr oder Ihnen ist gekündet.“ Damit ging er.

„Der Teufel soll Sie holen!“ schrie Meister Walter und rannte wie besessen umher, denn er ahnte ja nicht, was vor-gefallen war.

Kaum eine halbe Stunde später kam ein Brief von der Steuer-Einschätzungskommission, dessen Inhalt war, daß Meister Walter um fünf Stufen höher gebracht werden sollte.

Neues Fluchen und Schimpfen des erregt gewordenen Meisters. Er fand gar keine Erklärung dafür.

Aber es kam noch besser. Bald darauf erschien der Möbeldändler, der dem Meister seine neuesten Zimmereinrichtungen anbot. Dann kam ein Pferdehändler, der mit Gewalt einen eleganten Viererzug nebst Equipage verkaufen wollte. Dann kam der Schneider mit seinen neuesten Stoffproben und endlich kam der Hotelier des Ortes, zu fragen, ob der glückliche Meister nicht bei ihm sein Festessen geben wollte.

Meister Walter fing an zu glauben, daß die Leute verrückt geworden seien, er wußte nicht, was er dazu sagen sollte.

„Aber, lieber Meister,“ antwortete da lächelnd der Hotelier, „warum jetzt noch leugnen? Der junge Herr Müller hat es mir ja erzählt.“

„Was hat Ihnen der Herr erzählt?“

„Daß Sie das große Los gewonnen haben.“

Starr blickte ihn der Meister an. Nun ja, nun begriff er alles. Da aber überkam ihn eine furchtbare Wut. „Man hat sich einen Scherz mit mir erlaubt!“ schrie er los, „aber das soll gerächt werden, mein Wort darauf! Ich lasse mir solche Scherze nicht gefallen!“

Bestürzt verließen ihn die Lieferanten, denn sie sahen, daß es ihm mit der Drohung ernst war.

Der Meister tobte wütend im Hause herum, wer ihm in den Weg kam, hatte unter seiner Stimmung zu leiden. Sophie, die von Hellwig ins Vertrauen gezogen war, suchte sich so viel wie möglich fernzuhalten.

Um zwölf Uhr kam der junge Herr Müller, tadellos, in großer Gala, um zu gratulieren und sogleich seine Werbung anzubringen. Er kam gerade zur rechten Zeit.

Als Meister Walter ihn sah, fuhr er auf ihn los: „Herr, wie können Sie sich erlauben, Ihren Scherz mit mir zu treiben!?“

Der junge Mann war sprachlos vor Schreck.

„Wenn Sie glaubten,“ schrie der wütende Meister, „daß Sie mein Jawort schon so fest hätten, so täuschten Sie sich gewaltig!“

„Herr Walter, ich bitte Sie!“ klotterte der junge Mann bleich.

„Bitten Sie nicht, es ist doch umsonst! Derartige Scherze mögen Sie mit den Leuten machen, die sie sich gefallen lassen! Bei mir aber sind Sie an die unrechte Adresse gekommen! So — und nun haben Sie die Güte, die Tür von draußen zuzumachen! Adieu!“ Wutschnaubend ging er hinaus.

Und als der Mann sah, daß nichts mehr zu wollen war, verschwand er auch.

Noch an demselben Tage reiste Meister Walter mit seiner Tochter nach Wiesbaden zur Kur.

Als er zwei Monate später zurückkam, hatte der Geschäftsführer, der von einem alten Onkel ein paar hundert Mark geborgt bekommen hatte, das Haus käuflich an sich und zwar hatte er es sehr billig erstanden, denn der Onkel sah bald ein, daß er mit seinem Starrsinn nicht durch- kam.

Und nun kam die sonderbare Situation, daß der Meister seinen eigenen Meister Laden und Wohnung kündigte.

Meister Walter, der inzwischen wieder gesund geworden war, nahm die Sache von der heiteren Seite auf, denn die Freiheit des jungen Mannes imponierte ihm gar zu sehr.

„Nun, lieber Hellwig,“ sagte er lächelnd, „da haben Sie ja richtig auf den Pfosten gesetzt. Was mache ich mit Ihnen?“

„Machen Sie mich zu Ihrem Schwiegersohn, lieber Meister,“ rief der junge Mann und ergriff die Hand Sophies, die Unterredung beendete.

„Na, was bleibt mir denn weiter übrig — sechs Kinder!“

Mit Jubel flogen die beiden Verliebten einander in die Arme.

„Und als Mitgift gebe ich meiner Tochter ein neues Haus, das wir jetzt aufbauen werden. Und dann wollen wir den guten Leuten hier eine Fleischerei — große Schlachtereien, da sollen sie alle mal Augen machen!“

Lächelnd nickten die Verliebten dazu — ihre Gedanken gingen ganz wo anders.

Deutsche Fremdenlegion.

Die völkerrechtswidrigen Bestrebungen der französischen Behörden, mit den gefangenen Esassen eine „Legion von Sklaven“, die berüchtigte Fremdenlegion, aufzufüllen, lenkt die Aufmerksamkeit wieder auf die würdige Einrichtung. Die französische Fremdenlegion, die ihr gehörige Werbesystem ist ein Überbleibsel aus der „guten alten Zeit“, in der auch „innerhalb unserer Grenzen“ in ähnlicher Weise gesündigt wurde. Alles schon davor, es auch hier. Nur daß im 18. Jahrhundert bei der stehenden Heere das Werbewesen durch die alte Gewohnheit der Landsknechtstruierung einerseits und durch die andererseits selbst in seinen Auswüchsen verständlich war, damals die allgemeine Wehrpflicht in unserem Einverständnis und die Bevölkerung nicht zahlreich genug war, um Bedarf an Soldaten zu decken. So preßte man dann in jedem Lande jeden jungen Mann, der nicht gerade ein Schurke und organisierte in den Nachbarstaaten ein erlaubtes und Erlaubnis des betreffenden „freundwilligen Vetteres“ fehlte, ein heimliches Werbesystem, das der reine Mord ein gegenseitiges Bestehlen von Untertanen war.

Wie es gemacht wurde, geht aus folgendem „Extrakt aus dem Kreis“ hervor, das im schönsten Juristenstil aus einem einzigen Satz besteht: „Nachdem Fürstentum dieses löblichen Kreises verschiedene Jahre her in welcher Gestalt hier und da durch einfindende Welsche mannigfache Exzesse verübt worden, indem sie nicht Mannschafft, sondern auch hausgesessene, verheiratete vielen Kindern verheiratete Untertanen durch allerhand Praktiken, arglistige Hintergehungen, auch zuweilen Gewalt wegzuschleppen sich vermessentlich unterfangen, auch daß sie die Leute mit diesen oder jenen Motiven trachten, dieselben mit anderen Soldaten Brant oder auf des Officiers Gesundheit Bescheid zu tadeln auch manchmal beim Trunk ihnen heimlicher Weise Tasche schieben und als wenn sie Solches zu genommen prätendiren, wo sich aber jemand in diesen mit Prügelein so lange hart tractiren, bis er anrolliren zu lassen erklärt oder von ihnen mit einmütigen und solchen Leuten schwer fallenden Summen, ja es auch so weit kommt, daß die Leute in den Feldern und in den Wäldern nicht sicher sind und verschwinden, so soll dieses hinfür nicht mehr geschehen.“

Die Erbitterung gegen die Werber war in ganz so groß, daß man sie überall stillschweigend abtrachtete. In Bayern liefen zum Beispiel die preussischen die es auf ihrer Jagd nach „langen Halsen“ ganz trieben, oft genug Gefahr, vom Volke totgeschlagen zu werden. Die Holländer erschossen am 31. Januar 1733 einen Werbeoffizier v. Wollenhäger. Es wäre deshalb Kriege gekommen. Auch Georg II. von England ließ seinen preussischen Schwager wegen seiner Kriegführung und zwang ihn später im Bund mit Preußen einen Befehl zu geben, der „alle gewaltsame Rekruten auf fremden Gebieten“ verbot.

der damaligen Armeen unterschieden sich in nichts von den Landsknechtheeren und von den modernen französischen und holländischen Fremdenlegionen. Die einzelnen Regimenter bestanden aus gepreßten Leuten, geschiederten Christen und durchlässigen, Polen, Jüdinnen, Holländern, Tschechen, Italienern und dergleichen, die nur durch Kriegsarbeiten, die mit Blut geschrieben wurden, unter der Fahne zusammengehalten werden konnten. Die Desertionen häuften sich derart, daß sich Friedrich Wilhelm I. nicht sah, am 29. Juni 1723 durch Edikt zu bestimmen, daß jeder Bürger oder Bauer einen Soldaten, dem er begegnete, haben lassen durfte, ohne daß derselbe seinen Paß vorwies; er durfte er sich, so mußten ihn die Bürger oder Bauern festhalten und an das nächste Regiment abliefern. Wurde eine Desertion gemeldet, so mußten Bürger oder Bauern die Sturm- und Mordstrafen ab, oder die angesehensten Bauern oder Bürger in Kartentrakten. Wer erwiesenermaßen einem Deserteur Hilfe leistete, wurde für immer in der Hand gefangen. Die Strafen waren, daß der Bürger oder Bauer, bei dem ein Soldat im Quartier war, diesen mit seinen Leuten bewachte. In der Nacht vor dem Aufmarsch der Truppen ins Feld oder ins Manöver, in die Desertionen häufiger waren, besetzten die Einwohner die Wege und Stege und ließen keinen ohne Paß durch. Das für einen Deserteur betrug erst sechs, dann zehn Taler. Strafen gegen die Desertoren selbst waren grausam. In Fall, den Fahmann erzählt, wollten etwa siebzig Polen, ein und Ungarn vom Leibregiment desertieren. Der Plan verraten und der Räufelührer gehängt, einem anderen die Ohren abgeschnitten, die übrigen aber mußten Spießhaufen. Den erfolgreichen Desertoren aber baute man, was nicht immer in der würdevollen Weise, goldene Brücken. Sprach Staatsminister Kottsch durch Patent vom 12. Februar allen denen Desertoren, von was Regiment sie auch seyn mochten, falls sie sich zu ihren Fahnen ohnverzüglich und freiwillig ergeben, dero Pardon dahin erteilt haben wollen, daß denselben nicht allein ohne alle Straff und Ahnung bleiben, sondern wieder zu ihrem vorigen Dienst zugelassen werden, sondern jene, so im ersten Gliede zu stehen kommen, 30 Thaler, im zweiten 20, die im dritten 15, die im dritten aber 10 von dem Offizier baar zu empfangen haben sollen". Manntlich sind die auf Desertion bei der französischen Fremden angedrohten Strafen ebenso hart und grausam, als die Abführung von Ausreißern verheißenen Janaprämien be- stehen. Der einzige Unterschied zwischen den Landsknechten des 17. Jahrhunderts und den Legionären von heute besteht darin, daß erstere verhältnismäßig gut besoldet waren, während bei einer Hungerlöhnung von 20 Pfennig „Wunder der Welt“ verrichten mußten.

Wilhelm Fische.

Merkwürdige Seebildungen.

Die nordamerikanischen Seen, der Michigan, Huron, Erie und Ontariosee, verändern nach wissenschaftlichen Beobach- tungen ihr Küstengebiet seit einem halben Jahrhundert in ganz anderer Weise. Die nordöstlichen Küsten steigen empor, wodurch im Südwesten der See die Küste über- rückt und die Ausdehnung zunimmt. Wenn diese, vorläufig noch genaueste Meßinstrumente wahrnehmbare See- ausdehnung sich weiter ausbreitet, so können mit den Jahren der Südwestküste dieser Seen gelegenen Städte plötz- lich eine Überschwemmung zuzufallen werden. Während diese Seen also ihre ursprüngliche Küstengestalt- veränderung, hat man die Tatsache festgestellt, daß der Meeresspiegel der letzten 50 Jahre um eine Million in seinem Wassergebiet verschwunden ist. Es ist da- her eine Frage der Zeit, daß dieser gewaltige afrika- nische See sich allmählich in ein riesenhaftes Sumpfgelände verwandelt, da sein Wassergehalt zu versiegen droht. Einen wichtigen See entdeckten zwei englische Forscher auch in diesem Gebiet, in Uganda. Dieser in einem Krat- tersee zeigt von Zeit zu Zeit ein vollständiges Aussehen. — Eine ähnliche Eigenschaft besitzt der See in der Schweiz, der innerhalb zehn Jahren eine große Pflanze, die nur durch das Mikroskop erkenn- bar ist, diese Erscheinung hervor. Auf eine ähnliche Bildung dürfte wohl auch die Färbung des Blut- sees in Uganda zurückzuführen sein. Auf der Insel Hawai- i, der sogenannten Feuersee, ein Naturchauspiel, das der gesamten Welt nicht seinesgleichen hat. Dieser See befindet sich in einem Krater des Vulkanes Mauna und hat

eine Ausdehnung von sechs Hektar. Seine Oberfläche bildet ein einziges glühendes Feuermeer, aus dem leuchtende Feuer- gasen emporsteigen und weiße Lavadämpfe sich am Rande des Kraters entfallen, die ebenfalls vom Feuerchein beleuchtet, wie rote Wellen erscheinen. Gleich einem Gewitterdonner foch und tobt diese See, dem eine Hitze entströmt, als befände man sich in einer Höllenglut. In Südamerika, in der Republik Costa Rica, befindet sich ein Vulkansee, der eine vollständig milchweiße Färbung hat durch den in seinem Wasser enthaltenen Schwefel. Alle halbe Stunden verändert der See sein Aussehen. Dann steigt aus der milchigen Wassermenge unter Zischen und Brausen eine zähe Masse schwarzen Schlammes heraus, der in einer Säule bis zu 7 Meter in die Luft emporgeschleudert wird.

Die Insel Trinidad besitzt als besondere Merkwürdigkeit in der Nähe der Küste, auf einem Gebirgsausläufer, einen See, dessen Oberfläche Asphalt liefert, der sich hier in Stücken ab- lösen läßt. Für die Insel bedeutet dieser Asphaltsee eine gute Geldquelle, denn es können jährlich an 300 000 Tonnen Asphalt geliefert werden. Die Verwaltung der Insel erhält außer einer Pachtsumme von 280 000 Mark von einer englischen Betriebs- gesellschaft noch jährlich eine Million Mark für das Abbaurecht der Asphaltgruben. Während Südamerika einen Schwefelsee hat, besitzt Deutschland bei der thüringischen Stadt Verla an der Berra einen Hautsee. Auf seiner Oberfläche schwimmt eine mit Wasserpflanzen, Birken und Kiefern bestandene Erdschicht, die den See gleich einer Haut bedeckt. Ein neuer See entstand bei dem westfälischen Dorfe Hopfen im Kreise Tecklenburg. Eine Moorfläche verschwand plötzlich in einer Größe von acht Morgen mit Donnergepolter im Erdboden, während der leere Kessel sich ebenso schnell mit von den Abhängen herabstürzenden Wasser- massen anfüllte. Eine seltsame Naturerscheinung bildet auch der sogenannte Hungerteich in der Lüneburger Heide bei Udeloh, nicht weit von Wismar an der Lüne. Er hat die sander- bare Eigenschaft, im Hochsommer so reiche Wassermassen zu be- sitzen, daß die angrenzenden Wiesen überschwemmt werden. Tritt jedoch Regenwetter ein, dann ist der Teich ohne jeglichen Wasser- stand. Der See führt darum den Namen Hungerteich, weil seine Wassermengen, sobald sie die Ufer überfluten, eine anhaltende Dürre und somit eine Verteuerung der Lebensmittel prophezeien.

U. M.

Abend.

Nun schwebt des Abends Feiertille Und bei des Tages letztem Biede,
Auf leisen Flügeln um mein Haus, Das leis am Horizont verfliehet,
Und breitet über Wunsch und Wille Wie ein Gebet der Abendstille
Des Tages sanft ihr Schweigen aus. Auf meiner Seele Saiten schwingt.
Johanna Weissbach.

Fürs Haus

Zwei gestricke Schale. (Mit 4 Abbildungen.)

Die beiden Schale sind aus weicher, grauer Wolle — Marke Schwan — gestrickt. Zu dem ersten 20 Zentimeter breiten Schal schlägt man 35



Abb. 1 u. 2. Zwei einfache, gestricke Schale.



Abbildung 3. Strickmuster zu Abbildung 1.

Reihen auf und strickt nach Abbildung 3 gleichmäßig in Hin- und Rückreihe 3 Re- chen rechts, 1 Masche links, an beiden Sei- ten einen 5 Maschen breiten Rand, harte- Rechtsmaschen. Der Schal, Abbildung 2, zu dem 40 Maschen aufgeschlagen sind, wird nach Abbildung 4 2 Maschen rechts, 1 Masche links gestrickt. An und von Rand sind grüne Seiden eingestrickt. Eingeknüpft: Kanten.



Abbildung 4. Strickmuster zu Abbildung 2.

